

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 1 (1945)
Heft: 5

Artikel: Vom dröhnenden Blech : Sprachplauderei
Autor: Hess, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom dröhnen den Blech

Sprachplauderei

„Die Wettschwimmerin, am Ende der Kraft, warf die Flinte ins Korn und begab sich ins Boot.“ Dieser kurze Vermerk, dem berichtenden Teil irgendwelchen Tageblattes entnommen, möge die Anteilnahme vieler auf die Abklatschausdrücke der Sprache richten, die ich als „dröhnen des Blech“ bezeichne.

Bilder und Vergleiche sollen Rede und Schrift veranschaulichen helfen. Sie sind also nicht unbedingt nötig. Wir können uns eine Schreibweise denken, in der diese Zutaten völlig fehlen, zum Beispiel den Rechenschaftsbericht, ein Gerichtsurteil, eine Bußanzeige, etwa so: „Das Überschreiten der Geleise ist strafbar“, „Feste Gegenstände dürfen nicht aus den Bahnwagen geworfen werden.“ Man will mit diesen knappen Worten also nur etwas endgültig festlegen und gebraucht deshalb weder Schmuck noch Vergleich.

Geschriebenes aber, das die Sinne der Leser anregen, fesseln, ja sogar aufpeitschen soll, muß sich zugleich an Gemüt und Geist wenden, muß Wichtiges besonders hervorheben, es mit schon Bekanntem vergleichend, muß schmücken durch reiche und farbige Bilder, die sich tief ins Gedächtnis einbrennen, die Anteilnahme der Menschen festhaltend. Hier kommt nun alles darauf an, was für Bilder und Vergleiche man auswählt aus der Fülle des Vorhandenen.

Wer Geschichten aus seiner Heimat erzählt, der wird sich sehr davor hüten müssen, Vergleiche aus fremden Erdteilen zu holen, die innerlich nicht zusammenhängen mit dem Wesen des Dargestellten. Ein schlechtes Beispiel: „Anneli Bünzli stand schlank wie eine Palme vor Hans, mit den Gazellaugen funkeln.“ Diesem Anneli stünde es besser an, es würde schlank wie ein Birklein auftreten und Hans mit braunen Reh- augen anschmachten. Wählst du ein fremdes Bild, dann wird der Leser aus der vertrauten Welt gerissen und in die entlegene fortgelockt. Er verliert für einen Augenblick den Zusammenhang mit der Heimat erde. Auch Bilder und Vergleiche sollten demselben Boden entnommen werden, dem das Erzählte angehört.

Vom Abel ist auch das Überbildern, also das Anhäufen von Vergleichen, die untereinander zusammenhanglos sind. Der Leser wird dabei gewissermaßen aus einer Wursthaut durch die andre gezogen; man wir-

keit ihn mit Schmuckketten ein, wo ein einziges Perlenhalsband genügt hätte, um einen hübschen Hals zu zieren.

Vom Schlimmsten ist aber die häufige Verwendung von vorgeprägten Bildsätzen. Sie verlieren durch öftren Gebrauch ihren Schmuckwert, verbllassen zu feststehenden Satzteilen und werden deshalb gedankenlos mitgeschleppt wie in dem eingangs erwähnten Berichte, wo das Abklatschbild von der ins Korn geworfenen Flinte einfach statt des schlichteren Einzelwortes „aufgeben“ oder „verzichten“ benutzt wurde und lächerlich wirkt, weil es in diesem Zusammenhange sinnlos ist.

Der einfallsreiche Wort- und Bildschöpfer schafft sich, wenn nötig, stets wieder neue und eigenartige Schmuckbilder und Vergleiche, verwendet sie jedoch nur einmal, weil ihm bewußt ist, wie sehr sie sich bei öfterem Gebrauch abstumpfen. Schreiber und Redner indessen, die bedenkenlos Abklatschbilder aneinanderreihen, erinnern an das Getöse des Wellblechs, auf dem eintönig der Platzregen trommelt. Ein Mensch, der sich das Gesprochene wirklich vorstellt, verspürt das Unpersönliche darin. Er kann das Gedröhne nicht mehr aushalten, erhebt sich vom Platz, läuft davon und wünscht den ersten Präger der Abklatschbilder an einen häßlichen Ort hin.

Eine Reihe solch uralter Bildstöcke mag zur Abschreckung aufgeführt werden: „eine Rolle spielen“, „das Zepter schwingen“, „auf dem Standpunkte stehen“, „Lunte riechen“, „der springende Punkt“, „etwas aus dem Ärmel schütteln“, „wie der Ochs am Berge stehen“, „auf den Stockzähnen lachen“, „noch ein Hühnchen mit jemandem zu rupfen haben“, „vom Wurm der Zeit angenagt sein“, „Worte oder Gedanken des Voredners unterstreichen“ usw. Das sind nur wenige unter zahllosen; man kann eine Rede damit bereichern, bis sie wie beklunkert aussieht. Spar-sam und sinngemäß benutzt, werden sie kaum dem Ausdruck schaden. Der Dichter freilich soll sie vermeiden; denn ihm hat der Schöpfer ja die Kraft zum Neugestalten mitgegeben. Wer jedoch nicht an Einfallsreichtum leidet, erziehe sich zu knapper Schreibweise, die seinem nüchternen Wesen entspricht, und versuche nicht, in eitler Prunksucht den Dichter und Wordschöpfer nachzuahmen, indem er einmalig Gedachtes aufgreift und es urteilslos wiedergebraucht. Tut er's doch, dann ist er gewiß dem Papagei im Käfig vergleichbar, der auch allerlei so Zeug daherschwatzt, das er zwar gehört und aufgenommen, sich aber nicht anschaulich vorgestellt hat.

Unsere Sprache ist doch reich genug, rostendes Blech verschrotten zu dürfen. Aus ihrer noch unerschöpfsten Erzgrube werden stets neue Schätze gefördert, doch nur von geübten Bergarbeitern, den Meistern des Sakes und der Rede.

Jakob Hess

Die Verneinung im Deutschen

Wer eine Maschine zu bedienen hat, soll ihren Bau und ihre Arbeitsweise kennen; er soll wissen, wo und auf welche Weise Störungen entstehen können und wie sie zu vermeiden oder zu beheben sind. Es ist auch gut für ihn, wenn er weiß, bei welchen Handgriffen er Gefahr läuft, sich einen Finger abzuschneiden oder zu zerquetschen.

Gerade so steht es auch mit der Handhabung einer Sprache. Wie jede Maschine, so hat auch jede Sprache ihre Schwächen und ihre Tücken. Ein verständiger und gerechter Mensch ist bei aller Unabhängigkeit an seine Sprache ihr gegenüber niemals so blind, wie es etwa einfältige Eltern vor lauter Affenliebe gegen ihre Sprößlinge sein können.

Unsere im ganzen vortreffliche deutsche Sprache weist unter anderem durchaus eine Schwäche auf bei der Verneinung. Diese Schwäche besteht darin, daß man die Verneinung meistens erst durch ein nachträglich angehängtes „nicht“ ausdrückt. Wenn ich sage: „Ich gehe nicht“, so heißt es zuerst: „Ich gehe“. Durch das nachfolgende „nicht“ wird dann die Sache in ihr Gegenteil verkehrt. Hier ist z. B. das Französische unserer Sprache durchaus überlegen. Wenn man hört oder liest: „Je ne vais pas“, so erfährt man zunächst, daß der Betreffende etwas nicht tut, und alsdann, was er nicht tut; es besteht also kein Widerspruch zwischen dem ersten und dem zweiten Teil der Aussage. Ich weiß nicht mehr, welcher Franzose - mit vollem Recht - erklärt hat, die deutsche Sprache zeige bei der Verneinung eine gewisse Hinterhältigkeit*.

* Anm. d. Schr. „Mit vollem Recht?“ — Ja, wenn man das Wort „Hinterhältigkeit“ ganz buchstäblich, rein äußerlich nimmt; aber so pflegen wir es nicht zu nehmen, sondern in moralischem Sinn, und wenn der Franzose das meinte, ist die Hinterhältigkeit auf seiner Seite. Die Sache erklärt sich geschichtlich sehr harmlos; von einer Hinterhältigkeit, die im Wesen der deutschen Sprache stände, ist keine Rede. Althochdeutsch hieß die Verneinung *ni*, mittelhochdeutsch *ne* (oder *en*, *n*), und sie stand vor dem Zeitwort, wurde sogar mit ihm zusammengeschrieben: mhd. *er engat* = *er geht nicht*. Diese Ver-